daß es droben im Fichtenwipfel mit Waldstreu und Moosflocken einen halben Tag lang arbeitet, merkt sich den Ast, und wenn man in der nächsten Woche hinaufklettert, weil die beiden ja nun damit fertig sein müssen, dann ist keins da. Unglaublich! Man tupft sich gegen die Stirn; denn man hat stundenlang zugesehen und sogar mit dem Fernstecher seine Beobachtungen gemacht... Täuschung also ausgeschlossen. Aber es ist kein Nest da. Man denkt an die Tarnsteine (Nicht mit Unrecht). Oder waren die Machenschaften der Zeisige da oben im schwankenden Wipfel eine Finte, weil die Vögel den neugierigen Forscher erspäht hatten?

Nun, solch ein Naturfreund ist zäh, versucht sein Glück ein zweites, ein drittes Mal und verbirgt sich dabei, so gut das geht, vor den wachen Vogelaugen. Schließlich klettert er forschenderweise auf den hohen Randbaum des Forstes; diesmal, ah, muß das Zeisignest gefunden werden. Und wie man glücklich oben ist, kommt der neue Forstassessor daher, dessen persönliche Bekanntschaft man leider noch nicht gemacht hat.

„Heda!" ruft der junge Mann im grünen Rock. „Was haben Sie denn da oben verloren?"

„Ein Zeisignest", lautet die prompte Antwort.

Aber der junge Mann fühlt sich gefoppt. „Auf der Stelle kommen Sie herunter!" Er nimmt die Flinte von der Achsel... erschrecken Sie nicht, bitte, legt ganz mechanisch die Hand um den Hals des Gewehrschafts. „Sofort herunter, sag' ich. Sie kommen nicht?"

„Fällt mir ja gar nicht ein."

„Also frech werden Sie auch noch? Ich werde Sie anzeigen wegen Waldfrevels."

„Glänzendes Vorhaben, Herr Assessor! Hier ist meine Botanisierbüchse... ich bin nämlich der Professor X."

„Lächerlicher Mensch! Wenn Sie mir gesagt hätten, Sie wären ein Affe, so hätt' ich das eher geglaubt."

Na, so geht die Unterhaltung anregend weiter, fast eine Stunde lang. Der eine reitet dabei auf dem Fichtenast, einmal hin, einmal her, und fühlt, wie die Welt im Frühlingswind unter ihm wogt. Der andere guckt beharrlich schimpfend hinauf und kriegt die Genickstarre. Der oben streichelt inzwischen alle Bartflechten, die ihm erreichbar sind, und tastet jeden Baummoosknäuel ab. Auf einmal...

„Sie, Herr Assessor... das Zeisignest, hurra! Haben Sie schon einmal eins gesehen? Es liegen sogar drei Eier drin, ganz mit Moos bedeckt. Die Zeisigfrau hält das nämlich so. Und nun gucken Sie einmal von Ihrem Standort hier herauf! Genau hierher! Können Sie etwas entdecken?"

„Nicht die Bohne!"

„Sehen Sie, so ist die Geschichte vom Tarnstein entstanden."

Der Zeisig geht als „lockerer Vogel" durchs Sprichwort. Die dreißig Tage nämlich, in denen die Eier gelegt, bebrütet und die Jungen geatzt werden, sind für ihn ein Opfer. Er ist der richtige Umherschlenderer, zu deutsch: Flaneur. Man kann ihm schon zutrauen, daß er die Tarnsteine wachsen sieht. Weiß früh nicht, wo er des Nachts schläft. Durch Feld und Wald zu schweifen, sein Liedlein wegzupfeifen, das ist, was ihm gefällt.

Im allgemeinen nährt er sich redlich. Nur wo die Bauern Mohn bauen... den läßt er sich gleich kapselweise in den Schnabel laufen. Wenn die Samen in den Köpfen klappern, hackt er sie unten an.

Im Winter bleibt er im Lande und gibt Gesellschaften. Dabei sind manchmal tausend beisammen. Aber man weiß: wer viel zu anderen geht, kommt nicht zu sich selber.

Ein guter Lyriker ist er nicht; aber ein guter Liebhaber. Auch ganz schön!

600 Jahre Königsberger Dom

RDV. Ostpreußen birgt neben vielen alten Kirchen und Burgen in Gestalt des jetzt 600jährigen Domes einen besonders kostbaren Erinnerungsschatz in seinen Mauern. Am 10. September wird Königsberg die 600-Jahrfeier des Domes festlich begehen. Zunächst war es eine kleine Kathedralkirche, die der Hochmeister Konrad von Feuchtwangen am 17. April 1296 dem Domkapitel der Kirche von Samland in der Altstadt Königsbergs zu bauen gestattete. Der Neubau des heutigen Domes auf der Pregelinsel Kneiphof war schon 1325 geplant, jedoch erst am 13. September 1333 wurde die oberherrliche Erlaubnis gegeben, den begonnenen Bau fortzusetzen und zu vollenden. Er durfte keine befestigte Kirche werden, es war nur erlaubt, eine Kirche mit Kloster, Schule und Domherrenwohnungen zu errichten. Die Einweihungsfeier im Frühling 1335 ward zur Trauerfeier: Der zur Einweihung gekommene Ordenshochmeister Luderus von Braunschweig starb im Dom, kaum daß er die Messe gehört hatte. Erst das Jahr 1365 brachte eine wirkliche Freudenfeier, als zwei vornehme Litauer, der junge Waidot, Sohn des Großfürsten Kynstutte, und der junge Thomas Sürville, Sohn eines Bojaren, im Dom getauft wurden. Bunte Aufzüge bewegten sich bei diesem Ereignis durch die Straßen, und die Schüler der drei Königsberger Stadtteile, Altstadt, Löbenicht und Kneiphof, sangen bei der Feier im Dom.

Mit der unglücklichen Schlacht von Tannenberg (15. Juli 1410) brach bittere Notzeit auch für den Dom an. Aber schon ab 1427 brachte der aufblühende Ablaßhandel dem Dom reichen Goldsegen, zugleich jedoch neue Not; denn Hochmeister und Bischof beanspruchten das Ablaßgeld jeder für sich. Dieser Konflikt führte dazu, daß der Hochmeister von Richtenberg den Bischof Dietrich von Cuba kurz entschlossen nach Tapiau in Gewahrsam bringen und ihn dort verhungern ließ... Etwa von 1500 an waren Bischöfe und Domherren des öfteren Beauftragte in Regierungsgeschäften. So gehörte Bischof Günther von Bünau zu den vier Männern, die vom Hochmeister Herzog Friedrich von Sachsen mit der Regentschaft des Landes betraut wurden und auch mit dem Polenkönig über den Lehnseid verhandeln mußten. Günther von Bünau war der letzte katholische Bischof von Samland. Sein Nachfolger, Georg von Polenz, hielt die Weihnachtspredigt des Jahres 1523, die im Februar 1524 als erste Druckschrift der ersten Königsberger Buchdruckerei erschien. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts, nach dem Wüten der Bilderstürmer, sah der Dom den Osiandristenstreit, der am 15. Oktober 1566 mit der Hinrichtung der Osiandristen Funk, Schnell und Horst auf dem Markte des Kneiphofes vor dem Rathause sein blutiges Ende fand. Noch einmal trat das Richtschwert in Beziehungen zum Dom. Der Große Kurfürst ließ Ludwig von Kalkstein hinrichten, der mit dem Schöppenmeister Rhode versucht hatte, den Königsberger Bürgern im Juni 1662 einen Treueeid für den Polenkönig Johann Kasimir abzunehmen.

Von nun an wurde das Oeffnen des Domes zu anderen als kirchlichen Zwecken untersagt; das Gotteshaus diente fortan nur noch der Verinnerlichung der Gläubigen. Auf dem Gelände der Domgemeinde sollte auch nicht mehr beerdigt werden. Eine Ausnahme machte nur die Beisetzung Immanuel Kants im Professorengewölbe (28. Februar 1804), dessen Grabstätte später zur offenen Halle, der „Stoa Kantiana", ausgestaltet wurde.

Ernst und nachdenklich schreitet man durch den Chor des Domes, der ursprünglich als Gotteshaus der Domherren und Begräbnisstätte der Hochmeister und Bischöfe diente. Seit der Reformation nur noch Fürstengruft, ruhen hier die Hochmeister, die in Königsberg residierten, die Preußenfürsten Herzog Albrecht I., Herzog Albrecht Friedrich und Kurfürst Georg Wilhelm. Auch der erste evangelische Bischof von Samland, Georg von Polenz, fand hier seine Ruhestatt. Am Sarkophag der Markgräfin Elisabeth, Gattin Georg Friedrichs von Brandenburg, einem Werke des Königsberger Meisters Willem vom Bloche, las Friedrich Wilhelm III. die Worte: „Mein Zeitt Mitt Unruhe. Mein Hoffnung zu Gott.", die er zu seinem Wahlspruch machte...

Knöpfe aus Kohle.

Einen neuen Kunststoff aus Kohle herzustellen, der sich billiger stellt als die Kunstharze aus Phenol und Formaldehyd, ist jüngst deutschen Chemikern gelungen. Es wurden, wie Franz Fischer und Mitarbeiter berichten, Lignin und die verschiedensten Kohlenarten in pulverisiertem Zustande mit einem Ueberschuß an Phenol erwärmt, mit Benzol ausgewaschen, dann gemahlen, getrocknet und geknetet. Das Material, dem man den Namen Kolinit verliehen hat, besitzt eine sehr gute Schlagbiegefestigkeit und einen harzartigen Charakter. Man macht daraus in erster Linie Knöpfe und elektrotechnische Artikel.

Warburger Warte

Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 70 | **30. August 1933** | **7. Jahrgang**

Der Magier Good

VON ANTON SCHWAB

12. Fortsetzung

haltung zwischen Gastgeber und Gästen.

Peter Lutz saß mit dem Ras zusammen, der ihn sehr auszeichnete und froh war, sich mit ihm in der Sprache

„Gewiß! Es sind auch noch andere interessante Bauwerke da! Die Kirche habe ich mir angesehen, mit ihrer wundervollen Architektur. Das gestehe ich zu. Aber, ich kann mir nicht helfen, von dieser Stadt geht etwas unheimliches aus. Es ist mir zumute, als wenn die Ereignisse des ganzen Jahrhunderts, das die Mauern gesehen haben, wieder lebendig werden wollten. Gefühle überfallen mich hier, die ich nie gekannt. Es drückt mich förmlich nieder!"

„Das geht uns allen so! Jedenfalls steht uns heute abend ein besonderer Genuß bevor. Wir werden mit dem Fürsten von Tigre zusammen speisen."

„Fabelhaft, da kannst du wieder ein Buch schreiben!"

„Abwarten, ob ich dazu kommen werde! Die nächsten Tage werden gewiß nicht leicht! Wir müssen aufpassen, daß uns nichts zustößt."

„Hast du Sorgen?"

„Sorgen kenne ich nicht! Aber in mir ist ein Gefühl, daß wir uns in irgendeiner unbekannten Gefahr befinden."

*

Glänzender feierlicher Empfang im Palast des Ras.

Wenn der Weg vom Hotel bis zum Palast auch nur einige hundert Meter betrug, ihn zu Fuß zurückzulegen, das ging nicht an. Zu diesem Zwecke mußte man eigens Pferde kaufen, und man ritt hoch zu Roß in die alte Königsburg ein.

Feierliche Ansprache und Freundschaftsbeteuerungen.

Glänzendes Gastmahl, dann Unterhaltung durch abessinische Musikanten und Gaukler.

Nach diesen Darbietungen begann eine lebhafte Unterhaltung, in der sich Peter Lutz bemühte, sich mit seiner Heimat unterhalten zu können. Er sprach den Dialekt von Addis Abeba.

„Du bist glücklich zu preisen, Fürst eines so schönen und fruchtbaren Landes zu sein, Herr!" sagte Peter Lutz.

Er bemerkte, wie der Ras zur Seite sah; sein Blick galt dem entfernt stehenden Geheimschreiber, der eben den Dienern eine Anweisung gab.

„Meinst du, Herr? Hat dir mein Anblick gesagt, daß Frieden und Freude meine Seele erhebt?"

Dabei sah er Peter prüfend an.

„Nein, Herr! Meine Augen sehen, daß du in deinem Herzen traurig bist. Ich wünschte, ich wäre ein großer Arzt, daß ich den Schmerz in dir wandeln könnte zu leichter Freude."

„Deine Worte klingen gut, Fürst aus Germanien! Ich liebe dein Land, wenn es meine Augen auch noch nicht sahen. Ich habe gehört von eurem heldenhaften Kampf gegen die halbe Welt. Wir lieben tapfere Menschen."

„Ich danke dir, Ras von Tigre, für deine guten Worte und will sie meinem Volke künden, daß sie in Dankbarkeit deiner gedenken."

„Willst du mir nicht sagen, was dich nach Abessinien getrieben hat?"

„Ich will das Land kennen lernen!"

„So begehrst du keine Konzession zu erwerben?"

„Nein!" entgegnete Peter ruhig.

„Willst du nach Addis Abeba?"

„Ich hoffe, dem König der Könige meine Aufwartung zu machen!"

„Hat dich dein Kaiser in einer besonderen Mission geschickt?"

„Nein! Es ist etwas anderes, Ras von Tigres! Es ist um ein Geheimnis, das ich ergründen will!"

Ihre beiden Augen begegneten sich.

„Verzeihe, Fürst von Tigre... noch muß ich schweigen."

„Suchst du einen Menschen in Tigre?"

Die Frage überraschte Peter.

Dann sagte er langsam, den Ras nicht aus den Augen lassend: „Ja, ich suche den Menschen, den keiner sah, dessen Macht alle spürten... den Menschen, dessen Haus keiner kennt! Ich weiß nicht, ob du mich verstehst?"

Der Ras war bleich geworden. In fahlem Grau spielte sein Gesicht.

„Hast du eine Abrechnung mit ihm?"

Erscheinungsweise: Wöchentlich 6 mal
Bezugspreis: Monat Mk.
mangel, Verbot
und Leitung

Kunmmer

Reichsp
Müller, der
tische Kirche
Luther-Tag

Der erf
verurteilte e
heimnisse zu
luft und Zu

Der Rei
und Mecklen
medizinalrat
zu hohen Fr

Die Da
deutung des
ger Unterbre
wiederaufgen

Die

Für die
stadt, im M
zieht sich hie
Deutschland,
Nicht ein Z
sein, sondern
bau und de
beteiligt sind
tionalsozialis
preßchef der
„seine politi
genannt. D
treffend umr
istration, sond
neuen Staat
ihre weitere

Es ist
Nürnberger
unerschütterl
Tag des 30.
den es desh
Monaten im
Reiches gena
treuesten Hit
der großen
ren die, die
boten wurde,
Soldaten Hit
sich restlos m
zusetzen.

Mit dem
nerung wach
Damals trat
gentlichen Ko
oberung Deu
ismus ein. S
bis Deutschla
gemacht. Sie
den Deutschen
allem Unbeu
der Weg vom
1. Reichspartei
jahre mit zu
nistreue und
Erfolg einer
diesen Opferm
Hitler-Anhäng

Der Nat
verhört, bek
Ausland als
In Deutschland
gen in erster
er den Parte
den Staat de
Erst unter der
gierung ist M
worden, in
walten uns re
kum verfälsch
tischen Ideali
wegung leben
fanatischen 3
Deutschland m
nationalsozial
deutsche Volk
sten Führerern
prominenten kam
Deutschland zu
Zeit in die Di
nahme auf
wurde, nürnb
Menschen auf

„Vielleicht, Ras!“
Schweigen.
Bis der Ras wieder begann: „Ich weiß, wen deine Worte meinen.“
„Ich glaube es, Ras von Tigre . . . und . . . verzeihe mir meine Kühnheit, aber . . . ich glaube, Fürst, du fürchtest den, den ich suche!“
Der Ras zitterte. Er sah zur Seite, bemerkte, daß sich der Geheimschreiber an ihn heranschob.
Er wandte das Gesicht ab.
Aber unmerklich berührte er die Hand Peters und drückte sie.
Peter hatte seltsamerweise in dem Augenblick das Gefühl, daß der Mann an seiner Seite Abejida genau so feindlich gegenüberstand, wie er.
Der Geheimschreiber trat heran.
„Hast du Befehle für mich, Herr?“
„Nein, widme dich den Gästen!“ Der Ras sagte das in wegwerfendem Tone, etwa wie man sagt: „Schere dich fort!“
Der Geheimschreiber stand unschlüssig, dann aber bequemte er sich zurückzutreten.
Als sie allein waren, nahm Peter das Gespräch wieder auf.
„Wenn du den liebst, den ich suche, dann sage mir ein Wort, Ras von Tigre, dann will ich daran denken, daß ich dein Gastfreund bin.“
„Ich hasse ihn!“ stieß der Ras leise hervor. „Ich glaube heute, daß mir Jesus Christus in dir einen Helfer gesandt hat. Herr, ich muß dich sprechen. Ich bin in einer Lage, wie der Fisch auf dem Lande. Willst du mir helfen?“
„Mit allen Kräften, Ras von Tigre!“
Der Ras sah ihn dankbar an.
Dann fügte Peter hinzu: „Kennst du das Haus des Mannes, den ich suche?“
„Ich kenne es nicht, noch weiß ich den Weg zu ihm. Keiner kennt es, nur das Eingangstor kann ich dir weisen!“
„Ist es weit von hier?“
„Es ist hier!“
Die Antwort überraschte Peter in höchstem Maße.
Daß er der Lösung so nahe war, das hatte er nicht erwartet. Hier im Königsschlosse war das Tor zu Abejidas Reich!
Er beschloß, jetzt ganz vorsichtig zu sein: denn der Geheimschreiber warf dauernd neugierige Blicke voll Argwohn herüber.
Er brachte daher das Gespräch auf gleichgültige Dinge, und der Ras ging darauf ein.
Peter überlegte krampfhaft, wie er es ermöglichen könnte, den Ras einmal unbeobachtet zu sprechen.
Hier im Palaste stieß er auf Schwierigkeiten.
Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Er mußte den Ras dafür gewinnen, einmal mit ihm eine Rundfahrt im Flugzeug zu machen. Da war man unbeobachtet und konnte sich aussprechen.
„Hast du noch nie den Wunsch gehabt, über deinem Reiche hinzuschweben in dem schnellen Vogel, und die Schönheit dieses Landes von oben zu schauen?“
Der Ras sah ihn dankbar an. Er hatte eben das Gleiche gedacht.
„Ich würde es tun, gern, Herr, aber ich weiß nicht, ob ich dir soviel Güte zumuten darf.“
„Die Güte ist kleiner als ein Sandkorn! Es macht mich glücklich, dir Freude zu bereiten, und oben kann man sich unbehelligt aussprechen.“
Der Ras begriff und sah ihn lange an.
Dann nickte er.
„Morgen soll uns dein großer Vogel in die Lüfte tragen. Ich werde dich besuchen!“
Der Abend war zu Ende. Der Ras hatte seine Gäste in liebenswürdiger Weise bis vors Tor geleitet und schritt dann, begleitet von dem Geheimschreiber und dem Zeremonienmeister, zurück in seine Gemächer.

Der Zeremonienmeister zog sich zurück.
Der Geheimschreiber fragte: „Herr, hast du noch Befehle?“
„Geh schlafen, Mulascha!“
Doch Mulascha trat näher an ihn heran.
„Du hast lange mit dem Fremden aus Germanien gesprochen, Herr!“
„Was kümmerts dich, scher dich hinaus!“
Noch näher trat der Geheimschreiber heran.
„Herr, ich warne dich!“, zischte er. „Du lebst von seiner Gnade! Ein Wort brauche ich sprechen und dein Weg hat sein Ende gefunden.“
Jetzt wandte sich der Ras ihm zu. Seine Augen funkelten und schienen aus ihren Höhlen hervorzutreten.
Der Geheimschreiber wich zurück.
Immer näher kam der Ras, kein Wort sprechend, die Hände vorgestreckt, als wolle er sie um dessen Hals legen.
Bis vor den Vorhang im Hintergrunde.
Da blieb der Ras stehen und klatschte in die Hände, zweimal kurz hintereinander.
Der Vorhang wurde zur Seite geschoben und drei Gallas . . . halb Neger, halb Araber . . . riesenhafte Kerle, nur spärlich bekleidet, traten mit plötzlichem Ruck vor und packten den Geheimschreiber.
Er wollte einen Schrei ausstoßen, aber es war ihm nicht mehr möglich; denn eine mächtige schwarze Hand schloß ihm den Mund.
Da wußte Mulascha, daß er verspielt hatte.
„Bindet den Schurken!“ befahl der Ras mit bebender Stimme. „Ihr, meine einzigen Getreuen. Bringt ihn hinaus. Niemand darf euch sehen!“
Die Gallas sagten kein Wort. Die Stricke hatten schon bereit gelegen und man band den schon halb Bewußtlosen, nachdem man ihn geknebelt hatte, und zog einen leinenen Sack über ihn.
Dann verschwanden sie.
Keiner hinderte sie. Man sah wohl, daß sie eine Last trugen, aber das war nicht absonderlich; denn der Ras gab ihnen oft Aufträge.
Nur die Soldaten unten im Hofe des Königsschlosses der alten Aethiopier wunderten sich und fragten.
Aber der eine Galla legte die Hand auf den Mund.
Nicht fragen! Befehl des Ras!
Da wandten sie sich ab, ohne sich den Kopf zu zerbrechen, was das Bündel barg.
Was geschah mit Mulascha?
Das wußte keiner! Er verschwand für ewige Zeiten. Die Galla blieben stumm.
Der Ras lag die ganze Nacht über wach.
Mulascha war unschädlich gemacht, der würde ihn nicht mehr quälen. Aber morgen würde man ahnen, was mit ihm geschehen war.
Und die anderen, die um ihn mit Mulascha im Bunde waren, sie würden den, unter dessen Herrschaft er sich wand, verständigen.
Dann war sein Schicksal entschieden.
Sollte er noch die Nacht zu dem Fremden gehen, zu dem er so unbegrenztes Vertrauen in einigen Stunden gefaßt hatte, von dem er instinktiv Hilfe erwartete?
Er überlegte hin und her. Verwarf den Gedanken wieder. Nein, man würde ihn erkennen. Das würde seine Feinde in diesem Palast aufwachen lassen und dann war vielleicht alles verloren.
Vielleicht konnte man aber in dieser Nacht mit dem großen Vogel fliegen hin nach Addis Abeba und Ras Taffari, dem Kaiser, alles berichten, daß er eingriff in Tagre?
Je länger er nachdachte, um so mehr kam er zu dem Entschluß, bis zum Morgen zu warten und dann unverzüglich den Besuch zu erwidern.
Er schlief ein.

(Fortsetzung folgt)

Der Kleinkinderschuh

Skizze von Magda Janssen-Herrsching

Rechnungsrat a. D. Proelß macht seinen täglichen Spaziergang durch die Nachbarstraßen seiner Wohnung, in Begleitung des Pointers Fitz, der vor seinem Herrn her und wieder zurück läuft, seine Nase zwischen Gitterstangen steckt und offene Hauseingänge mit seinem Besuche beehrt.

„Was hast Du da, Fitz?“ fragt der Rechnungsrat erstaunt, als der Hund ihn mit einem weißen Kleinkinderschuh im Maul in weitem Bogen umkreist, dann den Schuh vor sich aufs Pflaster legt, dann wieder aufnimmt und gewichtig wie ein angetrautes Pfand weiterträgt.

Proelß sieht sich forschend um. Kam der Hund nicht aus dem vornehmen Miethaus? Der Rechnungsrat lenkt den Schritt hinein und fragt in der Hausmeisterei an, ob wohl jemand im Hause wohne, der den Schuh verloren haben könnte. Aber der Hausmeister, der gerade mit Kopfhörern um die Ohren sich das Mittagsschallplattenkonzert zutragen läßt, unterbricht nur unwillig seinen musikalischen Genuß, sagt kurz, daß es hier im Hause keine kleinen Kinder gäbe, und hängt sich die Hörer wieder um.

Herr Rat entfernt sich. Draußen sieht er die Elektrische Richtung Fundbüro kommen. Er bedeutet Fitz, nach Hause zu laufen, und steigt mit dem kleinen Schuh ein, den er im Wagen zum Staunen aller Fahrgäste in der Hand behält. Eben will er ihn, durch die vielen neugierigen Augen verlegen gemacht, in die Tasche seines Ueberwurfs stecken, als er auf zwei Damen aufmerksam wird, die durch das Wagenfenster einem Vorgang auf der gegenüberliegenden Gehbahn mit den Blicken folgen. Da steht ein Kinderwagen vor einer Büglerei, mit deren Inhaberin sich das Kinderfräulein eifrig unterhält. Das Baby aber hat die Unachtsamkeit seiner Hüterin benutzt, sich seiner Fußbekleidung zu entledigen, und streckt vergnügt die bloßen Beinchen von sich. Im Augenblick, da sich die Elektrische in Bewegung setzt, sieht man das Kinderfräulein alles über Bord Geworfene auffammeln, wobei sie scheinbar etwas vermißt. „Was dort zu wenig ist, ist hier zu viel“, sagt die eine Dame laut mit einem bedeutsamen Blick auf den Rechnungsrat.

Herr Rat begreift und steigt an der nächsten Haltestelle wieder aus, um den ganzen Weg zur Büglerei zurück zu laufen. Aber der Kinderwagen ist samt der Wärterin verschwunden. Zum Glück gibt die Besitzerin des Geschäfts wenigstens Auskunft, und mit der Anschrift der Herrschaft des Kinderfräuleins versehen, kann nun der gewissenhafte Herr Rat sich endlich heimbewegen, um im Laufe des Nachmittags Päckchen und Brief fertig zu machen und abzusenden.

Das Fräulein, das einer sehr strengen Herrschaft dient, ist inzwischen nachmittags vergeblich zum Fundbüro gelaufen, und von der Hälfte ihres Monatslohnes muß nun die Hausangestellte ein Paar Schuhe wiederkaufen. Als sie damit heim kommt, ist das Paket da. Große Betrübnis! Denn mit dem Geld unterstützte sie ihre Mutter, die sich daheim in den Bergen kümmerlich von Waschen nährt. Nun muß die alte Frau dieses Mal leer ausgehen. Halt, ein rettender Gedanke! In dem weltabgelegenen Bergnest ist so gute Ware etwas Seltenes. Vielleicht kann die Mutter sie bei einer ihrer Herrschaften in Geld umsetzen. Also schickt man die neuen Schuhe mit entsprechender Belehrung ab.

Die alte Monika hat sehnlichst auf Geld gelauert. Denn in ein paar Tagen feiert die Bürgermeisterstochter Hochzeit. Die Eltern sind die vornehmsten Kunden der alten Wäscherin, da möchte sie auch einmal für ein kleines Geschenk etwas springen lassen.

Als sie die Schuhe empfängt, drücken diese erst sehr. Denn auf den von der Tochter vorgeschlagenen Handel versteht sie sich schlecht. Aber auch ihr kommt bald ein rettender Gedanke. „Wo der Brautkranz gedeiht, ist die Wiege nicht weit“, murmelt sie strahlend und macht frohgemut ihr Päckchen für den großen Tag zurecht.

Indessen, das Gesicht der Bürgermeisterin, das erst geschmeichelt bei der Entgegennahme der Gabe lächelt, verfinstert sich augenblicklich, als sie den Inhalt erkennt. Und das wohl nicht ganz mit Unrecht. Denn die Tochter steht in der Ortschaft nicht im besten Ruf, und das Geschenk, wenn die Verwandtschaft etwas davon erführe, könnte wohl unwillkommenen Anlaß zu Sticheleien und bedeutsamen Anspielungen geben. Die Monika wird also ziemlich ungnädig entlassen, und da die alte Lagelöhnerin in ihrer einfältigen Herzensfreude über ihr Geschenk schon allzu viel im Dorf herumgeplaudert hat, macht ein Spaßvogel daraus ein paar scherzhafte Schnaderhüpferl, die er bei der Hochzeitstafel zum besten gibt und die als Nachwirkung eine ziemlich „dicke Luft“ hinterlassen. Infolgedessen verliert nun Monika ihren Waschplatz bei Bürgermeisters. Nicht nur hier, sondern auch beim gesamten Anhang dieser einflußreichen Familie, so daß die alte Frau, vollständig verarmt, der Gemeinde zur Last fällt.

Aber die Vergeltung läßt nicht auf sich warten. Das Scherzliedchen mag wohl auf die Beziehungen der jungen Eheleute eingewirkt haben. Jedenfalls wird die Ehe nicht glücklich. Bald nach der Hochzeit erzählt man sich, daß die Bürgermeisterstochter ihren leichtsinnigen Lebenswandel fortsetzt und daß auch der junge Ehemann seinen eigenen Weg geht. Der erwartete Kindersegen bleibt aus. Der Familienstolz der Frau Bürgermeisterin ist tief verletzt.

Eines Tages stößt sie beim Umkramen ihrer Schubladen auf die längst vergessenen Kinderschuhe. Da fällt es der abergläubischen Frau wie Schuppen von den Augen. Sie hat die Schuhe geringschätzig behandelt, und das allein ist am ganzen Unglück schuld. Verstohlen schleicht sie sich in das Haus ihrer Tochter, in das eheliche Schlafgemach, und stellt die kleinen weißen Schuhe auf den Wäschekasten. Am Abend betritt als erste die junge Frau das Zimmer, erblickt die Schuhe und erschrickt, denn sie fühlt, wie in ihr plötzlich eine jähe Sehnsucht nach Mutterglück und Muttersorgen aufwallt und wie Scham und Reue in ihr Gewissen dringen. Sie hat sich den Weg zum Herzen ihres Gatten versperrt. Wird sie ihn je wiederfinden? In Schmerz aufgelöst wirft sie sich vor der Bettstatt nieder, und vergräbt den Kopf tief in die Kissen.

So findet ihr Mann sie. Zum ersten Mal in ihrer Ehe sieht er sein Weib demütig und weich. Neue Gefühle regen sich in ihm für diese Frau, die ihm bisher nur im Licht einer Geldheirat erschienen war. Beide Gatten umarmen einander, als hätten sich ihre Herzen erst heute einander geschenkt.

Noch ist kein Jahr zur Neige gegangen, da gibt's bei Bürgermeisters Enkeltaufe. Die alte Monika hat unter den Geladenen einen Ehrenplatz. Und außer ihrer Tochter, die dazu Urlaub bekam, sitzt noch eine andere gewichtige Persönlichkeit unter den Gästen, durch deren Hand die Schicksalsfäden dieses Hauses gelaufen sind: Rat Proelß nämlich, zu dessen Rechtlichkeit und gutem Herzen das kleine Kinderfräulein in ihrem Schmerz über die der Mutter zugefügte Unbill mehr als einmal seitdem ihre Zuflucht nahm. Heute ist er als Taufpate geladen und hat der Aufforderung gern entsprochen, auch die Söckchen zu den Schuhen gleich mitgebracht. Fitz aber erhält in der Küche den besten Knochen, den die Metzgerei des Ortes herzuschenken hat.

Geschichte vom Tarnstein

Von Max Geißler

Haben Sie schon einmal ein Zeisignest gesehen? Sicherlich nicht! Es gibt Naturfreunde, die den Anspruch erheben dürfen, die Nistweisen unserer heimischen Vögel sehr sorgfältig beobachtet zu haben, aber ein Zeisignest? Nein, wahrhaftig, da haben sie noch keins gefunden. Daher geht die Rede unter den Waldleuten, daß solch ein Dina unsichtbar sei. Denn die Zeisige wissen, wo der Tarnstein wächst, tragen ein paar Splitter davon in ihr Nest, und kein Auge kann es entdecken.

Natürlich: gut erfunden.

Und dennoch: mit dem Zeisignest, das ist so 'ne Sache. Man kann ein Pärchen beim Bau beobachten, sieht genau.